

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER



Daniel Heller-Roazen

Dunkle Zungen

Geheimsprachen:
Die Kunst der Gauner
und Rätselfreunde

Aus dem Amerikanischen
von Horst Brühmann

S. FISCHER



Erschienen bei S. FISCHER

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel »Dark Tongues. The Art of Rogues and Riddlers« im Verlag Zone Books New York

© Daniel Heller-Roazen 2013

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2018 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-10-002253-0

Inhalt

Erstes Kapitel · Gabelungen	11
Zweites Kapitel · <i>Coquillars</i>	24
Drittes Kapitel · Prinzipien der Gaunersprache	41
Viertes Kapitel · Zeichen.	60
Fünftes Kapitel · Umschreibungen	74
Sechstes Kapitel · Rätsel	89
Siebtes Kapitel · <i>Nomina divina</i>	114
Achtes Kapitel · <i>Nomina sacra</i>	131
Neuntes Kapitel · Anaphone	151
Zehntes Kapitel · Muster.	184
Elftes Kapitel · Tristan Tzaras Geheimnisse.	215
Anmerkungen	259
Literatur	309
Register	337

Erstes Kapitel

Gabelungen

Dass menschliche Wesen sprechende Wesen sind, ist eine alte und oftmals geäußerte Überzeugung. Vielleicht war Aristoteles der Erste, der sie zur Grundlage einer Definition machte, als er in einer berühmten Passage seiner *Politik* erklärte: »Der Mensch ist aber das einzige Lebewesen, das Sprache besitzt« (*logon de monon anthrōpos echai tōn zōōn*).¹ »Sprache« war jedoch ein dunkles Wort und ist es geblieben. Die Tatsache, dass das »sprechende Tier« des griechischen Philosophen auf Lateinisch in »vernünftiges Tier« (*animal rationale*) umbenannt werden konnte, liefert ein Beispiel dafür, wie ein Begriff für die Tatsache des Sprechens mehreren Interpretationen zugänglich ist. Der aristotelische *logos* bezeichnete im Griechischen ein Gestrüpp von Vorstellungen, die man heute gewöhnlich voneinander trennt: »Wort«, »Rede« und »Diskurs« natürlich, aber auch allgemeiner »Vernunft« und spezieller arithmetisches »Verhältnis« und musikalisches »Intervall«.² Das aristotelische Argument lässt sich jedoch in mehr als einer Weise umformen. Schon seine Grammatik ist als solche bezeichnend. Die Worte des Aristoteles weisen darauf hin, dass das, was menschliche Wesen gegenüber allen anderen auszeichnet, eine Fähigkeit ist, die mit einem Nomen im Singular be-

nannt werden kann. Es ist das Sprachvermögen. So evident das heute scheinen mag, stößt diese Behauptung auf eine Realität, die verwickelter ist, als der antike Philosoph und viele seiner Nachfolger offenbar einräumen wollten. Man kann das einfach formulieren: Sprechende Wesen sprechen niemals Sprache, höchstens Sprachen.

Das Englische hat ein Wort für zwei sprachliche Gegenstände, die sich klar voneinander unterscheiden lassen: Mit *language* wird einerseits die allgemeine Tatsache der menschlichen Rede bezeichnet, andererseits die Vielzahl der gesprochenen Sprachen (wie Armenisch, Japanisch oder Arabisch). Einige »fremdsprachige« Idiome sind da klarer. Die romanischen Sprachen zum Beispiel lassen regelmäßig eine lexikalische Unterscheidung zwischen einem abstrakten Begriff für das Sprechen (wie *lenguaje*, *linguagem*, *langage* oder *linguaggio*) und einem spezifischen Ausdruck für eine Sprache mit ihren Wörtern und Regeln (*idioma*, *lingua*, *langue*, *lingua*) zu. Dass zwischen den Vorstellungen, die von diesen beiden Begriffsreihen ausgedrückt werden, eine Beziehung besteht, ist natürlich kaum zu bezweifeln. Sie verweist auf einen epistemologischen Zirkel, der explizit oder implizit eine Praxis der Definition durch Abstraktion in Gang hält. Die bloße Fähigkeit der Rede lässt sich nirgendwo anders als in Sprachen finden, die definitionsgemäß eine Mehrzahl bilden; doch können die Sprachen wiederum nur dann als Mitglieder einer Klasse betrachtet werden, wenn man den Begriff »Sprache« bereits vorausgesetzt hat.³ Je nachdem, woran man interessiert ist oder welche Perspektive man einnimmt, kann man den Begriff oder seine Beispielfälle, das allgemeine Vermögen oder seine Varietäten betrachten. Doch der Ausgangspunkt unter sprechenden Wesen bleibt

diese erste Gabelung. Wann immer es Sprache gibt in der bestimmten Einzahl, gibt es in Wahrheit Sprachen in unbestimmter und in der Tat unzählbarer Vielzahl; wann immer es Sprachen gibt im Plural, wird man den Schatten eines Sprachvermögens entdecken, immerhin deutlich genug, um seiner Definition nach von jedem Idiom unterschieden zu bleiben. Diese verzwickte Situation mag man feiern oder beklagen, aber leugnen lässt sie sich nicht. »Sprachen«, bemerkte Mallarmé, »unvollkommen insofern, als sie mehrere sind und die erhabenste fehlt.«⁴

Betrachtet man die Geschichte der wissenschaftlichen Erforschung der Natur der Sprache, drängt sich der Eindruck auf, dass der Diskurs über die Sprache in ihrer Einfachheit wenig Raum für die Vielheit von Idiomen gelassen hat. Dass menschliche Wesen sprechende Wesen sind, wurde so interpretiert, dass sie miteinander über Gut und Böse beraten und nicht nur Angenehmes und Unangenehmes signalisieren; dass sie bestrebt sind, so gut sie können, einander ihre Ideen und Auffassungen zu vermitteln, zu welchem Zweck es auch sei; dass sie designieren, handeln, argumentieren, berechnen oder kommunizieren. Der Möglichkeiten sind viele. Die »Theorie der Sprache« neigte jedenfalls dazu, ihren Gegenstand als singuläre Entität zu betrachten.

Das mag insoweit ein Erbe der Antike sein, zumindest was jene Wissensformen betrifft, die – wie Philosophie und Grammatik – beanspruchen, aus den Disziplinen Griechenlands und Roms hervorgegangen zu sein. Mehr als einmal wurde bemerkt, dass die Griechen und die Römer vergleichsweise wenig Interesse an den Idiomen zeigten, die, wie sie wohl wussten, sie umgaben. Um dieses Versäumnis zu erklären, haben die Gelehrten verschiedene Hypothesen

vorgebracht. Vielleicht wollten sich Griechen und Römer nicht um fremde »Zungen« kümmern, weil sie glaubten, die Völker, die sie für »Barbaren« hielten, sprächen Idiome, die ihrem eigenen absolut unähnlich seien: nicht nur unerforscht, sondern zutiefst unerforschlich. Vielleicht galten fremde Sprachen den Griechen und Römern aber auch deshalb als wertlose Untersuchungsgegenstände, weil sie umgekehrt meinten, sie seien ihrer eigenen Sprache wesentlich ähnlich und nur in ihrem Vokabular unterschieden.⁵ Bemerkenswert ist jedenfalls, dass die großen Exponenten so verschiedener und hochentwickelter klassischer Disziplinen wie Philosophie, Geographie, Geschichtsschreibung und Grammatik übereinstimmend keine Notwendigkeit sahen, die Vielheit der Sprachen als eine Tatsache zu betrachten, die eines besonderen Kommentars bedurft hätte.

Die homerischen Epen, die frühesten Monumente griechischer Literatur, schildern eine Welt, die kaum Dolmetscher benötigt und in der wichtige sprechende Subjekte, ob Achaier oder Troer, sich ungehindert in einer Sprache unterhalten. Gewiss, manche Passagen zeigen, dass der homerische Dichter durchaus ein Bewusstsein einiger fremder Idiome besaß: So erwähnt die *Ilias* die Karer, »ein Volk barbarischer Mundart« (*barbarophōnoi*), und die *Odyssee* verweilt kurz bei den Kretern, »Völker[n] von mancherlei Stamm und mancherlei Sprachen«.⁶ Doch solche nichtgriechischen Sprachen mussten in der homerischen Welt als Zeichen ferner Wunder erscheinen. Die Philosophen sagten kaum mehr. Es besteht kein Zweifel, dass Platon zum Beispiel mit der Tatsache der sprachlichen Diversität vertraut war. Doch als er den Namen, ihrer Natur und ihrer Bildung einen Dialog widmete, verlor er kein Wort über die Diffe-

renzen zwischen dem Griechischen und anderen Idiomen, noch hielt es sein Sokrates für angebracht, danach zu fragen, warum die Formen der Rede zwischen den verschiedenen Teilen Griechenlands – von verschiedenen Völkern ganz zu schweigen – sich deutlich unterschieden. Die Welt des *Kratylos* ist die einer einzigen Sprache, in jedem Sinne. Aristoteles, der die menschlichen Völker als die einzigen Besitzer des *logos* definierte, stellte eine elaborierte Theorie der Sprache und der Logik auf, die er in Abhandlungen zu zahlreichen Themen entwickelte, etwa zu Bedeutung, Schlussfolgerung, Dichtung, Rhetorik, Politik und Biologie. Doch überall geht Aristoteles so vor, als könne der *logos* als einer behandelt werden.

Man könnte erwarten, dass die klassischen Historiker ein lebhafteres Interesse an Sprachunterschieden gehabt hätten, und in bestimmtem Grad ist das tatsächlich der Fall. Herodot, der Erste in der Tradition, notierte mit Interesse, dass man den Erdteilen, die doch eigentlich ein Ganzes bilden, drei Namen gegeben hat, und zwar Frauennamen: Europa, Asien, Libyen.⁷ Darüber hinaus beobachtete er, dass offenbar von Kultur zu Kultur die gleichen Gottheiten jeweils unter einem anderen Namen wiedererscheinen.⁸ Doch obwohl er es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Zeugnisse menschlicher Verschiedenheit zu untersuchen, sah Herodot keine Notwendigkeit, irgendeine Erklärung dafür zu wagen, und er lieferte auch keinen Kommentar zu der Verbreitung scheinbarer Synonyme unter den Völkern der Welt. Man hätte sich schon fragen können, wie es kommt, dass verschiedene Gemeinschaften die gleichen Dinge mit so vielen verschiedenen Namen benennen, selbst wenn man nicht so weit gegangen wäre, die grundlegende und unvermeidliche

Frage zu stellen: Welchen Sinn soll man der Tatsache geben, dass das menschliche Sprachvermögen nur in einer Vielzahl von Sprachen Ausdruck findet?

Es wäre natürlich unwahr zu behaupten, die Denker der klassischen Welt hätten das Problem der Sprachunterschiede schlicht ignoriert. Hinweise auf dialektale und sprachliche Verschiedenheiten lassen sich mühelos finden, und gelegentlich taucht die Frage nach der Pluralität sogar in philosophischer Form auf. Zum Beispiel scheint Demokrit, der frühe Atomist, die Vielzahl von Sprachen für ein Phänomen gehalten zu haben, das der wissenschaftlichen Analyse bedarf. Diodor zufolge sprach der Materialist diese Frage in einem heute verlorenen Buch an; er behauptete, die Sprachvariationen ergäben sich aus Unterschieden von Geographie und Klima.⁹ Aber seine Erörterung, wenn es sie denn tatsächlich gab, stellte eher die Ausnahme als die Regel dar. Der Augenschein zeigt, dass die klassischen griechischen und römischen Denker Sprache weitgehend für etwas hielten, von dem ihre Pluralität gleichsam subtrahiert werden kann, und wenn nicht in der Realität, so doch gewiss im Rahmen der theoretischen Spekulation. Sie räumten der Tatsache, dass Sprache immer in Sprachen verteilt ist, nur geringe Bedeutung ein. Zumindest insoweit war ihre Auffassung nicht unvereinbar mit derjenigen der Bibel, die auf das spätere Denken über das Wesen des sprechenden Tiers so großen Einfluss ausüben sollte. Dem Autor der *Genesis* zufolge gab es eine Zeit, in der »alle Welt einerley zungen vnd sprache [hatte]«. In göttlicher, vorgeschichtlicher Zeit konnte Sprache also vom Unterschied der Sprachen säuberlich geschieden werden. Die Verwirrung kam erst später.¹⁰

Heute gibt es natürlich eine Form der Forschung und des

Wissens, welche die Diversität der Sprachen als grundlegend betrachtet: die Wissenschaft der Sprache. Die Linguistik muss als Axiom einräumen, dass es nicht nur eine Unterscheidung zwischen Sprache und Nichtsprache, sondern auch eine zwischen einer Sprache und einer anderen gibt. Gewiss, Linguisten können diese Unterscheidung auf mehrere Arten definieren, indem sie beispielsweise bestehende soziologische Bestimmungen anerkennen, etwa die Kennzeichnungen als Nationalsprache oder Dialekt, oder indem sie diese Unterscheidung im Bewusstsein von Gruppen sprechender Subjekte zu fundieren versuchen. Doch so viel muss die Linguistik zugeben: dass es systematische formale Unterschiede zwischen Sprachen gibt. Jede grammatische Analyse im traditionellen Sinne wird diese Tatsache bestätigen.

Doch wenn sich die Linguistik von der Grammatik im alten Sinne unterscheidet, dann eben darin, dass sie von der Verschiedenheit solcher Idiome zu allgemeineren Betrachtungen übergeht. Unter der Voraussetzung, dass es verschiedene Sprachen gibt, die Eigenschaften teilen, welche – einmal abstrahiert und kombiniert – das Sprachvermögen definieren, können Linguisten zum Beispiel historische und genetische Beziehungen zwischen Sprachen herstellen: Derivationen und Divergenzen, Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten. Gelegentlich kann die Linguistik so eine klare historische Antwort auf das Rätsel der sprachlichen Diversität geben: Man kann zeigen, dass sich zahlreiche Einzelsprachen von einer Sprache herleiten lassen. Die indoeuropäische Philologie liefert das vielleicht überzeugendste Beispiel dafür. Durch genaue Untersuchung der distinktiven Merkmale einer Menge europäischer und asiatischer Spra-

chen gelang es den Gelehrten des neunzehnten Jahrhunderts, eine Reihe verblüffender Korrelationen aufzudecken, die eine gemeinsame, für uns verlorene Quelle annehmen lassen: das »Indogermanische«, wie es damals bezeichnet wurde, oder »Proto-Indoeuropäische«, wie es die Fachgelehrten heute lieber nennen.

Die Strenge einer solchen wissenschaftlichen Forschung hängt jedoch von den Grenzen ab, die sie sich selbst setzt. Kein ernstzunehmender komparatistischer Linguist hat je zu behaupten versucht, alle Einzelsprachen gingen aus einer einzigen Quelle hervor, und zwar aus sowohl methodologischen wie materiellen Gründen. Die vergleichende Sprachanalyse beruht auf der Annahme, dass sich Sprachen generell in ihren Regeln und Elementen unterscheiden. Nur aus dieser Perspektive sind Korrelationen und Analogien signifikant. Wenn zum Beispiel gemeinsame Merkmale des Griechischen und des Sanskrit oder des Altirischen und des Lateinischen auffällig und erklärungsbedürftig sind, so deshalb, weil sie im Prinzip unerwartet sind. Nur wo die natürliche Diversität der Idiome zu fehlen scheint, wird man daran denken, Argumente für eine gemeinsame Quelle vorzubringen. Und man sollte hinzufügen, dass offenbar nur wenige Sprachen in einer solchen Form aufeinander bezogen sind. Es gibt viele europäische und indische Sprachen, etwa das Baskische, Ungarische und die zahlreichen dravidischen Sprachen, die sich auf die »indoeuropäische« Gruppe eindeutig nicht zurückführen lassen. Es gibt, wichtiger noch, ganze Gruppen und »Familien« von Idiomen, die keine wesentlichen genetischen Verbindungen untereinander aufzuweisen scheinen. Die afroasiatischen oder »hamitisch-semitischen« Sprachen zum Beispiel scheinen

weder von derselben »Protosprache« abzustammen wie das Indoeuropäische, noch kann man beweisen, dass sie sich von denselben Wurzeln wie das Altaische, das Sinotibetische oder die irokesischen Sprachen herleiten, um nur einige Beispiele aus vielen möglichen auszuwählen. In der linguistischen Forschung bleibt die grammatische Diversität ein Faktum, das man voraussetzen muss. Nur in Ausnahmefällen ist es erklärbar.

Wenn sie ein einziges Objekt besitzen soll, muss die Sprachwissenschaft deshalb durch Abstraktion von Sprachen zu Sprache übergehen: zu dem Vermögen zu sprechen. Dieser Übergang mag durchaus an den Schluss erinnern, mit der die Philosophen der Antike von einer einzelnen Sprache, dem Griechischen, zu einem allgemeinen Prinzip, dem *logos*, übergangen. Die Linguistik hat jedoch aus diesem Verfahren den ersten Schritt der Begründung einer neuen Forschungsmethode gemacht, die zu einer wichtigen sprachwissenschaftlichen Entdeckung geführt hat. Sie ist es wert, heute in Erinnerung gerufen zu werden, schon deshalb, weil sie offenbar zunehmend in Vergessenheit gerät. Seit dem Auftauchen der komparativen Grammatik im neunzehnten Jahrhundert hat die Sprachwissenschaft immer präziser gezeigt, dass die Äußerungen sprechender Subjekte insgesamt systematisch eine begrenzte Menge formaler Regeln der Grammatik selbst dort befolgen, wo die Sprechenden selbst keine bewusste Kenntnis davon haben: syntaktische Regeln, die die Anordnung von Satzstrukturen unabhängig von ihrem Inhalt vorschreiben; morphologische Regeln, die die möglichen Formen festlegen, die Ausdrücke innerhalb von Redesequenzen annehmen können; schließlich phonologische Regeln, welche sich auf eine beschränkte

Menge von Lauten beziehen, die als solche keine Bedeutung haben, die aber jeder Sprecher einer Sprache irgendwie zu ordnen, zu kombinieren und zu verstehen weiß.

Eines jedoch ist heute nicht weniger rätselhaft, als es in der Antike war: Sprechende Subjekte sprechen nur Sprachen, und deren Grundelement ist Undurchsichtigkeit. Natürlich kann ein Einzelner durch Übung und Vertrautheit die Dunkelheit unbekannter Idiome teilweise zerstreuen, doch im Allgemeinen scheinen sich fremde Sprachen den sprechenden Subjekten gegen Verständnis und Aneignung zu sperren. Man kann sogar in der elementaren Wahrnehmung von Unverständlichkeit den einfachsten Index für den Unterschied von Sprachen sehen. Zwei Sprachen lassen sich als verschieden betrachten, wenn ihre jeweiligen Sprecher unter Verwendung ihrer jeweiligen Idiome bei dem Versuch, einander zu verstehen, systematisch scheitern. Man kann daher gemäß einer alten philosophischen Tradition die These vertreten, dass es Sprache von dem Moment an gibt, in dem es Bedeutung, Denken und artikulierte Intention gibt. Man kann auch einräumen und damit die Gültigkeit der linguistischen Forschung bestätigen, dass es Sprache von dem Moment an gibt, in dem man in einem einzelnen Idiom ein endliches grammatisches System entdeckt, das sprechende Subjekte unwissentlich befolgen, wenn sie eine Unendlichkeit von Äußerungen hervorbringen. Gleichwohl kann man sicher sein, dass es Sprachen – im Plural – gibt, wenn solche Weisen des Verstehens systematisch zum Erliegen kommen, weil Regeln zur Bildung korrekter Äußerungen in einem Idiom mit denen in einem anderen kollidieren. Sprache in ihrer Singularität lässt sich als eine Verständigungsweise auffassen, die alle Menschen als Mitglieder einer vernünfti-

gen Spezies – oder Gemeinschaften, die sich durch die Befolgung grammatischer Regeln konstituieren – miteinander teilen. Aber Sprachen in ihrer Vielheit verweisen auf Undurchdringlichkeit und Inkommensurabilität, die zwischen den Sprechenden unaufhörlich Trennungen schaffen.

Am deutlichsten zeigt sich der Riss, der durch Sprachen entsteht, immer dann, wenn sprechende Gemeinschaften, die in Kontakt miteinander treten, entdecken, dass ihre Idiome, die als Kommunikationsmittel sonst einigermaßen verlässlich sind, jegliches Verständnis verwehren. Es war immer bekannt, dass unter solchen Umständen wenig weniger beredsam ist als die Rede; dass wenig so hartnäckig unverständlich – mit einem Wort, weniger sprachähnlich – ist als *eine* Sprache. Was könnte per se unergründlicher sein als die Bedeutungen, die in einem unbekanntem Idiom verschlossen sind, in Sätzen, Wörtern oder gar so kleinen Lautierungen wie einem Wechsel in der Vokalquantität, einer Erhöhung oder Senkung der Tonhöhe, in der Hinzufügung einer Aspiration zu einer Kette von Konsonanten und Vokalen, etwa der des Buchstabens *h*? Wer eine Sprache spricht, weiß irgendwie, dass solche Elemente allentscheidend über Bedeutungen sein können, die auf die physischen Merkmale des Sprechens nicht zurückgeführt werden können. Verschiedene Denker haben deshalb von jeher empfohlen, man solle, wenn man mit der Pluralität der Idiome konfrontiert ist, Wortsprachen beiseitelassen. Klüger sei es dann, sich Ausdrucksformen zuzuwenden, die von grammatischen Subtilitäten unbelastet sind: Formen wie der Gestik, der »allen Menschen gemeinsame Rede« (*omnium hominum communis sermo*),¹¹ wie Quintilian schrieb, der »Pantomime«, die Rousseau für älter und vorrangig gegenüber den Einzel-

sprachen hielt,¹² dem Tanz, der Bedeutungen ohne Worte vermitteln kann, wie Lukian glaubte,¹³ oder der Musik, die so oft als universelles Ausdrucksmittel gepriesen wurde.

In Wahrheit braucht man aber nicht auf Begegnungen zwischen verschiedenen sprachlichen Gemeinschaften zu blicken, um den Beweis dafür zu finden, dass die Idiome die sprechenden Subjekte einander undurchdringlich werden lassen. Es gibt Gelegenheiten, bei denen Sprachverwirrung sich innerhalb der Grenzen dessen bemerkbar macht, was in allen anderen Hinsichten ein einzelnes grammatisches System zu sein scheint. Dann lässt sich eine neue und unerwartete Entzweigung beobachten.

Es ist dies nicht nur eine Folge des beständigen sprachlichen Wandels, der bestimmt, dass in der Rede, wie Dante schrieb, »jede Variation als solche variiert«,¹⁴ so dass von Zeit zu Zeit eine einzelne Sprache denen, die Gebrauch von ihr machen möchten, immer opaker wird. Man muss noch einen grundlegenden Aspekt des Sprachvermögens berücksichtigen, der bei den Philosophen und Linguisten nicht die Aufmerksamkeit gefunden hat, die ihm gebührt. Zu den Fähigkeiten, die im Sprachvermögen implizit enthalten sind, gehört die allen sprechenden Subjekten – wenngleich in Grenzen – gemeinsame Fähigkeit, eine einzelne Sprache weiter zu zerlegen und neu zusammzusetzen. Eine Sprache kann sich als solche gabeln, nicht nur weil es in ihrer Natur liegt, sondern auch willentlich und künstlich. Im privaten wie im öffentlichen Bereich behalten die Sprecher einer Sprache die Fähigkeit, aus ihrer Kenntnis von deren Grammatik die Elemente einer neuen und kryptischen Sprachvarietät zu gewinnen. Ein solcher »Dialekt« mag spielerisch oder ernsthaft sein, ein Geheimnis, das Kinder

bei ihren Spielen teilen oder Erwachsene bei ihrer Arbeit. Er mag einzelne Wörter oder Sätze betreffen, Phoneme oder Flexionen, Formeln oder Sätze, einzeln oder verbunden. Er mag so fremd erscheinen wie eine Fremdsprache, nur leicht verschieden von dem Idiom, dem er entstammt, oder fast ununterscheidbar von der Sprache, aus der er gemacht wurde, so dass seine Merkmale ebenso unwahrnehmbar werden wie sein verborgener Sinn. Im Grenzfall kann die Existenz eines solchen okkulten Idioms selbst zweifelhaft werden, zur Hypothese eines verborgenen Gegenstands, die man bejahen oder verneinen kann. Der Möglichkeiten, die Sprache zu spalten, sind viele, gewiss nicht weniger zahlreich als ihre Anlässe. Doch jedes Mal wenn sich ein Idiom durch Bemühung und Geschick entzweit oder auch nur zu entzweien scheint, lässt sich die gleiche verblüffende Tatsache beobachten. Es scheint, dass Menschen nicht nur sprechen und Sprachen sprechen. Sie zerlegen und verstreuen sie auch mit aller Kraft ihrer Vernunft in die Laute und Buchstaben von Idiomen, die dadurch vielfältig und dunkel werden.